Nr. 471. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 16. September 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Von Dresden nach Essen.

Vier Jahre liegt der sozialdemokratische Parteitag von Dresden zurück. Bei den Reichstagswahlen im Jahre 1903 konnte die sozialdemokratische Partei einen kolossalen Aufschwung verzeichnen. Sie wuchs plötzlich zur Dreimillionenpartei heran und konnte im Reichstage in einer Stärke von 81 Abgeordneten aufmarschieren. Zwar das Zentrum blieb im Reichstage noch immer die stärkste Fraktion, aber nur wegen der veralteten Wahlkreiseinteilung und aus sonstigen rein äußerlichen Gründen. An Stimmenzahl überragte schon damals die Sozialdemokratie alle übrigen Parteien weitaus.

Es ist in einem konstitutionell begründeten Staatswesen selbstverständlich, daß eine Partei von mehr als drei Millionen Wählern nicht übersehen werden kann. Ob man mit ihren Zielen sympathisiert oder nicht, das steht erst in zweiter Reihe in Frage; die Hauptsache ist, daß sie ein starkes Gewicht in die politische Wagschale zu werfen hat. „Was will das werden?" so fragte man nach den Sommerwahlen von 1903. Und nicht bloß die Regierung im Reiche und in Preußen blickte ängstlich auf den Parteiherrscher Bebel, der plötzlich zu einem Machtfaktor ersten Ranges geworden war, sondern auch die übrigen Parteien erwarteten, daß nun der Reichstag unter einem neuen Zeichen stehen werde. Ein paar Monate lang schien die Zukunft des Deutschen Reiches von Herrn Bebel abzuhängen.

Da kam der Dresdener Parteitag, und mit ihm kam die Enttäuschung auf der sozialdemokratischen und das Aufatmen wie von einem lästigen Druck auf der reaktionären Seite. Das Literatengezänk war nur ein Vorspiel; die Entscheidung lag in den Kämpfen um den Revisionismus. Die Revisionisten wurden von Bebel und seinem Anhang „zerschmettert". Man erklärte, nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft paktieren, sie auch nicht reformieren sondern sie niederkämpfen zu wollen. Die Sozialdemokratie wollte revolutionär sein und bleiben. So klang es von Dresden her durch das ganze Reich, und so hallte es wider. Die Scheidung zwischen proletarischem und bürgerlichem Fortschritt war besiegelt.

Wie der Dresdener sozialdemokratische Parteitag gewirkt hat, das zeigte die politische Entwickelung der letzten vier Jahre nur zu deutlich. Die 81 Sozialdemokraten des Reichstages, die freilich bei den Nachwahlen langsam zusammenschmolzen, blieben für den Fortschritt auf Grund der bestehenden Gesellschaftsordnung verloren. Sie protestierten mit mehr oder weniger Geschick, sie hielten gelegentlich recht wirkungsvolle Rede gegen den Gegenwartsstaat, aber sie erreichten nichts. Und Fürst Bülow, der immer groß in allerlei Fechterkunststücken war, hatte die Schwächen der sozialdemokratischen Taktik bald heraus. Er blieb mit seiner Kritik der revolutionären Sozialdemokratie und ihres Dresdener „Jungbrunnens" an der Oberfläche, gewiß! Aber er hatte die Lacher auf seiner Seite. Er hatte auch den positiven Erfolg, konstatieren zu können, daß die Sozialdemokratie ohne Einfluß auf die Geschäfte des Reiches und des Reichstages blieb. Es trat ein kaum schon erhörter Zustand ein, daß die stärkste Partei eines Parlamentes nichts zu sagen hatte, nicht einmal als Oppositionspartei.

So waren die Vorbedingungen für den Kanzler gegeben, dem schon halb entwaffneten Gegner den schärfsten Streich zu versetzen. Die Sozialdemokratie war dumm genug, sich in den Kolonialkämpfen auf die Seite des Zentrums drängen zu lassen. Sie hatte denn auch bei der Auflösung des Reichstages die härtesten Angriffe auszuhalten. Als revolutionäre Partei war sie in den neuen Reichstag gekommen; als Kanonenfutter des Zentrums, der reaktionärsten Partei Deutschlands, schloß sie diese wenig ruhmreiche Episode ihrer Existenz ab. Kein Wunder, daß sie bei den Neuwahlen fast die Hälfte ihrer Mandate einbüßte.

Der Parteitag von Essen ist der erste nach den allgemeinen Wahlen des Winters. Von selbst drängt sich der Vergleich mit Dresden auf. Damals jauchzte die Partei himmelhoch, heute hat sie allen Grund, zum Tode betrübt zu sein. Soll sie an den Dresdener Beschlüssen festhalten? Soll sie umkehren und auf neuen Wegen neue Erfolge suchen? Das ist die wichtige Frage, die jetzt von den sozialdemokratischen Delegierten in Essen entschieden werden soll. Der „Vorw." weiß schon im voraus, wie es kommen wird. „Daß die Lehren dieser Wahlen", so schreibt er, „eine Revidierung unserer Taktik im Sinne einer Abkehrung von der Resolution des Dresdener Parteitages verlangten, eine solche Forderung wird jedenfalls auf dem Parteitage keinen größeren Anklang finden, als sie in den an die Wahlen anschließenden Preß- und Versammlungsdebatten gefunden hat." Daß diese Forderung einer Revision der sozialdemokratischen Taktik keinen Anklang gefunden habe, ist nicht einmal richtig; wir haben in den sozialdemokratischen Blättern wiederholt die Aufforderung gefunden, daß die Sozialdemokratie aus dem Turm heraus müsse. Aber man merkt schon, daß die Parteileitung, die ohnehin nicht mehr von Auerschem Sarkasmus gezügelt wird, die Dresdener Dummheit auch fernerhin nicht verleugnen möchte.

Noch immer ist die Sozialdemokratie in deutschen Landen ein Parteiriese; ihre Wählerzahl ist gewachsen, die Abonnenten sozialdemokratischer Blätter und noch mehr die Gewerkschaftsmitglieder nehmen zu. Dieser Herkules kann nicht totgeredet werden, er kann sich nur selbst auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Aber der Herkules steht jetzt am Scheidewege. Es kommt viel darauf an, nach welcher Seite er sich wendet. Der Essener Parteitag wird die Probe auf das Exempel machen, ob die Sozialdemokratie in der revolutionären Phrase erstarren, oder ob sie sich trotz alledem zu einer Kulturpartei mausern wird.

Wir geben zu, daß der Augenblick für eine Umkehr nicht günstig ist. Innerhalb des Liberalismus, auch des „entschiedenen", macht sich der Drang zu positiver Mitarbeit an zweifelhaften Geschäften im Reich und in Preußen stärker geltend, als es den Vertretern des Proletariats erwünscht sei kann. Aber zuletzt kommt es doch immer darauf an, ob man etwas erreichen, oder ob man nur Phrasen dreschen will. Es liegt gerade im proletarischen Interesse, die Möglichkeiten einer freiheitlichen Politik zu stärken. Freiheitliches Vereinsgesetz im Reiche, Durchführung des Reichstagswahlrechtes in Preußen, das sind zwei große Aufgaben, die gefördert oder gehemmt werden können, je nachdem sich die Sozialdemokratie in Essen entscheidet. Wir warten ab, was der sozialdemokratische Parteitag beschließen wird, aber wir sind allerdings der Meinung, daß der politische Fortschritt gewinnen würde, wenn die Sozialdemokratie zunächst die bürgerliche Freiheit zu verwirklichen sich bemühte.

---

* Budapester Blätter hatten jüngst berichtet, daß **Kaiser Wilhelm** Ende September mit dem König von Spanien gelegentlich des Besuches des letzteren in Oesterreich und Ungarn in den Szantoer Jagdrevieren des Erzherzogs Friedrich eine Zusammenkunft haben werde. An unterrichteter Stelle wird diese Meldung, wie uns von informierter Seite aus Wien berichtet wird, auf das entschiedenste dementiert. Ein Besuch Kaiser Wilhelms in Oesterreich oder Ungarn ist für diesen Herbst oder Winter nicht mehr geplant.

---

* Gelegentlich der Ischler Entrevue zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem König Eduard von England sind Gerüchte aufgetaucht, die, anknüpfend an die gleichzeitige Anwesenheit des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, zu berichten wußten, der Kaiser von Oesterreich habe, einem Wunsche des **Fürsten Ferdinand** folgend, bei König Eduard dahin gewirkt, daß England der Erhebung Bulgariens zum Königreich und der Königskrönung des Fürsten keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen möge. König Eduard habe, der Intervention des Kaisers Franz Josef folgend, auch zugesagt, in diesem Sinne mitzuwirken. Von zuverlässigster Seite wird uns jedoch aus London mitgeteilt, daß diese Nachrichten der Wahrheit nicht entsprechen. In Ischl wurde zwar über die Zukunft Bulgariens gesprochen, doch wurde keine Königsmacherei betrieben. Es wurde im Gegenteil dem Fürsten Ferdinand zu wissen getan, daß er bei etwaigen Königskrönungen weder auf die Unterstützung Oesterreich-Ungarns, noch auf jene Englands zu rechnen habe. Fürst Ferdinand hat denn auch versichert, daß er bereit sei, zurzeit auf die Verfolgung der Königs- und Krönungspläne zu verzichten. Sowohl Kaiser Franz Josef wie König Eduard haben dem Fürsten für diese Bereitwilligkeit und seine loyale Erklärung den Dank ausgesprochen.

Abänderung des Algeciras-Vertrages?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L. Paris, 16. September.

Die von Clemenceau bestätigten Tatsachen, daß die Schanjas um eine Verlängerung des Waffenstillstandes gebeten haben, um auch die zum Kampfe geneigten Stämme für den Frieden günstig zu stimmen, daß Abdul Asis am 12. die Reise nach Rabat angetreten, daß Muley Hafid in Marrakesch geblieben ist und offenbar keine Feindseligkeiten plant, werden hier als Bürgschaften für rasches Eintreten der Ruhe vor Casablanca betrachtet. Man beginnt sich bereits wieder als Herr der Situation zu fühlen und zu überlegen, was nun zu geschehen hat, wenn die Strafexpedition beendigt ist und die Ausschiffung der Truppen zur Einrichtung der provisorischen Polizei in den Häfen begonnen werden soll. Zur Ausschiffung wäre man gern bereit, aber man überlegt sich noch die schweren Verantwortungen, die durch irgendein unberechenbares Ereignis hervorgerufen werden können und hat offenbar den Wunsch, über die Absichten aller Signatarmächte, besonders Deutschlands, noch etwas größere Klarheit zu erhalten.

In diesem Sinne ist eine Umfrage zu verstehen, die der Berliner Korrespondent des „Petit Parisien" in diplomatischen Kreisen gehalten hat, um zu erfahren, ob Deutschland unter Umständen zu einer teilweisen Abänderung des Algeciras-Vertrages seine Zustimmung und Mitwirkung nicht versagen würde. Als Resultat dieser Umfrage wird mitgeteilt, daß Deutschland seit fünfzehn Monaten eine langsame, aber stetige und systematische Bewegung im Sinne internationaler Versöhnung verfolge und noch kürzlich bewiesen habe, daß es Konzessionen mache, die über den Rahmen des Algeciras-Vertrages um etwas hinausgingen, aber

---

Kleist und Reinhardt.

Zur Aufführung des „Prinzen von Homburg" im Deutschen Theater.

Als Kleistens herrliches Werk zum letzten Male in Berlin gesehen wurde, geschah es zur Einweihung des umgebauten königlichen Schauspielhauses. Mit äußerster Prunkentfaltung zog das Stück vorüber, und man versäumte nicht, zur noch größeren Ehre des Hohenzollerngedankens, dem Kleist ein lebendes Bild anzukleistern, in dem die Schlußworte des Schauspiels „Zu Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" durch die Heldengestalten der späteren preußischen Geschichte anspielungsreich verkörpert wurden. Damals war das Thema „Hülsen und Kleist" zu erörtern. Es ergab sich, daß tüchtige Schauspieler und der militärische Drill auch des letzten Statisten und vollends die „echte" Ausstattung nicht genügten, um den geistigen Besitzstand des Dichters zu wahren. Nun hat Max Reinhardt sich mit Kleist befreundet und sich des „Prinzen von Homburg" in einer ungemein fleißig vorbereiteten und gepflegten Aufführung zu bemächtigen versucht. Jetzt ist die Frage: Ist Reinhardt kleistischer als Hülsen gewesen? Hat er uns vom Dichter und seinem Gedicht mehr gegeben als der andere, der das große Kunstzeughaus am Gendarmenmarkt regiert?

Zwei entscheidende Wesenszüge besitzt dieses Schauspiel des Schmerzensreichsten unter allen deutschen Poeten, und diese Züge verflechten sich zu einer einzigen großen Schönheit, gleichwie der Kurfürst seine goldene Halskette, das Bild väterlicher Liebe, in Arthur Homburgs Lorbeerkranz, in das Zeichen der Siegessehnsucht, schlingt. Das typisch Preußische eint sich mit dem rührendsten, allgemein menschlichen Herzensdrama, und der Held trägt eine doppelte tragische Last auf den Schultern, die des Vasallen, der siegreich sterben soll, und die des Jünglings, der sterbend sein höchstes irdisches Glück versunken sieht. So griff Heinrich v. Kleist geschichtliche Stoffe an: mit der ganzen Glut des Volksgenossen und dann wieder mit der melodienreichsten Lyrik des Schwärmers, der sich die Atmosphäre dieser schlimmen Welt mit milden Mondscheingestalten bevölkert. So schuf er auch dieses Stück, das einzurubrizieren kaum möglich ist, man müßte denn wagen, es ein „Historisches Märchen" zu nennen.

Reinhardts Regie hat in der Aufführung seltsamerweise gerade das nicht gehalten, was am ehesten von ihr erwartet werden konnte. Dieser Theaterleiter, der Shakespeareische Stimmungsreize uns so wundervoll enträtseln kann, hat das Märchen im „Prinzen von Homburg" nicht ganz erschlossen. In den Szenen, die hierfür entscheiden, in der Anfangsszene und der gleichgestimmten Schlußszene des Schauspiels, dann in der Szene in und vor dem Dom, lag ein nüchterner Reif über den Blüten der Kleistischen Dichtung. War es nur die Rücksicht auf den durch die Drehbühne verengten Raum, die Herrn Reinhardt nicht gestattete, „sich auszuleben"? Dann muß der Mann, der so manches reformiert hat, auch diese neueste Neuerung, eben die Drehbühne, schon wieder erneuern, indem er sie ausschaltet, sobald das Wesen des Kunstwerks weite, geheimnisvoll tiefe Räume verlangt. Er, der sonst, wie Kleist selbst, immer vom Malerischen ausgeht und sich stets vom „Bilde" bestechen läßt, mußte fühlen, daß jene Szenen einen größeren Horizont, einen mehr ausgreifenden Rahmen beanspruchen. Kleist spricht in der Anfangsszene von einem „Garten im altfranzösischen Stil" und von einem Schloß „im Hintergrunde". Er konnte das so frei angeben, denn von dem Schloß zu Fehrbellin stand vermutlich schon zu seiner Zeit kein Stein mehr, und schließlich ging ihm auch jederzeit über den sogenannten „Realismus" das Recht seiner Phantasie. Sein Prinz spricht von dieser Nacht, sie habe ihn umfangen „mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend — ach, wie den Bräutigam eine Perferbraut". Die Szenerie des Deutschen Theaters aber wies einen engen Luftschacht auf, so etwas wie den berüchtigten „Berliner Sommergarten", und eng daran gerückt eine düstere und drohende Schloßfront, die im Grunde nur ein riesiges Burgtor war. Hier knarrten nur rostige Torangeln, aber es fehlte die süße Musik einer Mondscheinnacht, in der junge Helden nachtwandelnd von Siegen in Männerkampf und Frauenliebe träumen. Auch die Domszene hatte diese Gedrängtheit, die die Stimmung und den tieferen Sinn erdrückte. Warum zeigt uns denn Kleist die Beerdigung Frobens, des braven Mannes, der scheinbar nur als Held der ebenso bekannten wie unbeglaubigten Anekdote durch den vorhergehenden Akt huscht? Mit allerfeinstem dramatischen Instinkt greift der Dichter die Gestalt, die unsichtbare, die nur im Sarge vorbeigetragen wird, noch einmal als Folie zum Prinzen auf. Dort, in der Tiefe des Gotteshauses, stumm, der letzten Ehren gewärtig, der Stallmeister, der in blinder Mannentreue sich für den Herrscher geopfert hat; hier, auf dem Vorplatz, von erbeuteten Fahnen umrauscht, der vorlaute Knabe, der nur sich selbst gehorchte und um der Schande entgegengeht. Ein packender, machtvoller Gegensatz, der mit allen Mitteln der modernen Bühne wiedergespiegelt werden müßte, in einem weiten, großartigen Doppelbilde. Gestern, ich muß es gestehen, war es nur eine engbrüstige Veranstaltung.

War wirklich nur die Drehbühne schuld? Oder wollte Herr Reinhardt gar, indem er diese Dinge in so kleinen Verhältnissen gab, „preußisch" sein? Wollte er als loyaler Wahlpreuße hindeuten auf die Bedürftigkeit des Altpreußentums, das sich, um ein Wort des Kaisers zu gebrauchen, erst langsam hat „großhungern" müssen? Dazu würde freilich der gediegene Glanz nicht stimmen, den er sonst dem kurfürstlichen Hofe und mit historischem Recht gibt, und den er in der Ausstattung der Gemächer, in der Kostümierung der Männer und Frauen sich äußern läßt. Aber es scheint in der Tat, als ob Reinhardt mehr darauf ausging, an dem Stück zu betonen, was der Offizier und Aristokrat, der Altmärker Kleist mit seinem tief eingewurzelten Monarchismus geschrieben hat. Der „Prinz von Homburg" ein historisches Märchen? Ein historisches, unterstrich der Direktor und Spielleiter des Deutschen Theaters, und man darf ihm nachjagen, daß er diesen zweiten Grundzug des Werkes glanzvoll und majestätisch herausgearbeitet hat.

So saßen wir zuguterletzt höchst andachtsvoll vor diesem Schauspiel, wir, die wir so gute Preußen sind, daß wir oft antipreußisch werden, wenn wir in der lebendigen Gegenwart mehr Stillstand als Vorwärtsschreiten, mehr Hemmungen als Hoffnungen gewahren. Dann erscheint dieses Stück mit seiner reinen feiertäglichen Gewalt wie ein Dankgottesdienst zu Ehren der großen Idee des Gehorsams, die alle auf einen, auf den in Wahrheit berufenen Führer blicken läßt. Jedem persönlichen Freiheitsdrang zum Trotz erweckt es die Ueberzeugung, daß junge Staaten wie Kinder sind, die der leitenden Vaterhand nicht entraten können. Wir werden